



Die Erde als vorläufiges Nachtquartier

Dolores Viesèr und ihr Roman aus der Kärntner „Franzosenzeit“

von Helga Abret

Als Verfasserin historischer Romane kannte die Kärntner Schriftstellerin Dolores Viesèr (1904–2002) in der Zwischenkriegszeit ihre *heure de gloire*. Ihre Bücher erschienen in hohen Auflagen, wurden überregional rezipiert und in mehrere Sprachen übersetzt. Diese verheißungsvoll begonnene literarische Laufbahn nahm 1938 ein jähes Ende. Die Nationalsozialisten hielten Viesèrs im selben Jahr erschienenen Roman *Hemma von Gurk* für so subversiv, dass sie die Lagerbestände im Münchner Verlagshaus Kösel & Pustet sicherstellten und Neuauflagen ihrer Bücher nicht mehr zuließen. Die Autorin gehörte der Reichsschrifttumskammer nicht an, was einem Schreibverbot gleichkam.

Wie andere Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die im Land geblieben, doch deren Namen aus der literarischen Öffentlichkeit verschwunden waren, fand Viesèr nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr den Anschluss an das literarische Leben. Ihre beiden nach dem Krieg veröffentlichten historischen Romane *Aelia, eine Frau aus Rom* (1952) und *Nachtquartier* (1971) waren nur noch in Kärnten erfolgreich, obgleich sich eine überregionale Rezeption geradezu anbietet. Denn zum einen ist Viesèr eine Vollbluterzählerin, die spannende Geschichten mit höchst lebendigen Menschen schreibt, deren Probleme sich auch nach Jahrhunderten nicht grundlegend geändert haben. Zum anderen nehmen die in ihren Werken dargestellten regionalgeschichtlichen Ereignisse an der europäischen Geschichte teil oder leiten sich von dieser her. Heute, wo im politischen Diskurs oft von einem Europa der Regionen gesprochen wird, wobei den Grenzländern ein besonderer Stellenwert zukommt, erscheinen Viesèrs historische Romane, in denen fern jeder schwerfälligen Didaktik und fern jeder engstirnigen Dogmatik eine markierende Epoche des Grenzlandes Kärnten in die europäische Geschichte integriert wird, von überraschender Aktualität.

Wir nehmen die 2009 im Landesmuseum Kärnten organisierte Ausstellung *Karambolage 1809. Kärnten und der Franzosenkaiser*¹ zum Anlass, um auf Dolores

Viesèrs Roman *Nachtquartier* hinzuweisen, der fiktiv, doch auf sorgfältigen historischen Recherchen basierend, dieses Kapitel der Kärntner Geschichte lebendig werden lässt.

„Ein verwittertes Fresko ...“

Die Handlung von *Nachtquartier*² ist in einem fiktiven St. Martin³ und in der Gegend um das Krappfeld angesiedelt und umfasst die kurze Zeitspanne zwischen 1807 und dem Beginn des Wiener Kongresses 1814. Mit präzisen Daten geht die Autorin in diesem Roman sparsam um. Nur einige in den Text eingestreute Zeitzeichen erlauben dem Leser eine zeitliche Orientierung.

Auslöser für den Beginn der Niederschrift war nach Worten der Autorin ein „sehr verwittertes Fresko“ auf dem Altarsockel einer kleinen Wegkapelle in Bruckendorf bei Launsdorf, das eine Frau Katharina Rován für ihre Verwandten gestiftet hatte. Das Fresko erzählt in Text und Bild die seltsame Geschichte eines Ehepaares: Die Frau des Hofbesitzers ertrank an der Brücke in den hochgehenden Wassern der Gurk. Einige Jahre später kam, fast auf den Tag genau und an derselben Stelle, bei Hochwasser ihr Mann ums Leben. Diese merkwürdige Begebenheit „irritierte“ und inspirierte die Schriftstellerin. Sie ließ ihrer Fantasie freien Lauf, erfand eine Geschichte des Paares und verankerte sie in der Zeit, in der Oberkärnten als Teil der Illyrischen Provinz zu Frankreich gehörte.

Der Roman besteht aus zwei Teilen. In einem ersten, gleichfalls „Nachtquartier“ betitelten Abschnitt erzählt Viesèr die Geschichte einer reichen Bauerntochter aus St. Martin. Gertraud Layhofer ist eine sensible Frau, die darunter leidet, dass sie „anders“ ist als die Frauen ihrer Umgebung.⁴ Der durch die Dörfer ziehende Sänger Gregor vergleicht sie „mit einer Königskerze auf einem dünnen dornigen Raine“ (192). Als 22-Jährige heiratet Gertraud, um ihrem tyrannischen Vater zu entgehen, den 26-jährigen Leopold



Rabensteiner und zieht auf dessen stattlichen Hof, zu dem auch eine Mühle gehört. Nachdem ihr Kind, ein Mädchen, bei der Geburt gestorben ist, bleibt die Ehe kinderlos. Leopold, der auf einen Erben hoffte, wird immer unduldsamer seiner Frau gegenüber und beginnt zu trinken.

Der Text setzt *in medias res* in einer Herbstnacht des Jahres 1807 ein. Ein junger französischer Leutnant, der mit seinen Leuten in den Karawanken stationiert war, ist auf dem Weg nach St. Martin. „Sie waren nun schon zehn Stunden durch den Regen geritten, und es sah so aus, als wären sie vom Wege abgekommen. In ihrer Order stand nichts von einem Flusse, der ihnen plötzlich, aus der Finsternis heraus, ein gewalttätiges Knie vor die Hufe ihrer Pferde stellte.“ (7) Der Leutnant fordert auf dem Rabenstein ein Nachtquartier für sich und seine Soldaten. Gertraud und ihre alte Magd müssen die Vorratskammer öffnen und die Männer verköstigen. Der betrunkene Leopold lässt sich nicht blicken.

Dem jungen Leutnant, Gaston de Villeneuve ist sein Name, gefällt die hochgewachsene, blonde Frau, die mehr einer Dame als einer Bäuerin gleicht, und die er nach dem Mahl vor einem seiner zudringlich werdenden Soldaten schützt. Bei Gertraud ist es Liebe auf den ersten Blick. Als sie Gaston später in St. Martin wiedersieht, fühlt sie ein „noch nie erlebtes Verstehen und Vertrauen“, für das sie „jeden Preis zu zahlen“ bereit ist (52). So entwickelt sich zwischen den beiden eine Liebesbeziehung mit fast unüberwindlichen Hindernissen. Nur selten treffen sie sich im Wald, wenn Gertraud eine gelähmte Freundin in einem anderen Dorf besucht. Dreimal verbringen sie eine Nacht in einem abgelegenen Straßengasthaus, das Marianne Jesche, das ehemalige Dienstmädchen des alten Layhofer, führt. Als Gertraud ein Kind erwartet, will Gaston die Verantwortung dafür nicht übernehmen. Der Feldchirurg Charles Matisson versucht, der verzweifelten jungen Frau das Verhalten seines Freundes zu erklären: „Er [Gaston] ist nicht geschaffen für Banalität, für diese *difficultés*. Er ist tapfer, charmant, großmütig, ein guter Kamerad, alles was Sie wollen, aber alles wie im Turnier, im Anlauf und Sprung. Es ist ihm nicht gegeben zu tragen wie ein Packpferd oder zu graben wie ein Bauer. Er ist nicht geboren dafür.“ (151)

Leopold freut sich zunächst auf die Geburt eines Sohnes, doch als es eine Tochter wird, ist er enttäuscht. Marianne Jesche erpresst Gertraud, nachdem sie ihr durch ein Zimmermädchen einen Anhänger

mit den Initialen ihrer verstorbenen Mutter hatte entgegenwenden lassen. Um Mariannes Forderungen nachzukommen, leiht sich Gertraud 500 Gulden beim jüdischen Wechsler Jakob Grün, doch bald fordert Marianne eine weit höhere Summe. Gaston will weitere Erpressungen seiner „*Bien-aimée*“ verhindern und verwüstet mit einigen Soldaten den Schankraum der Jesche, die sich nun rächt, indem sie Gertrauds Mann an seiner Vaterschaft zweifeln lässt. Leopold wird immer schroffer und verschlossener: „Es wächst etwas im Hause, unheimlich und entstellt wie ein Kellergewächs, das nicht ans Licht kann.“ (173)

Bei einem Aufenthalt in St. Martin erfährt Gertraud, dass Gastons Regiment nach Italien ziehen soll und von dort aus vermutlich nach Spanien eingeschifft wird. Ihre Hoffnung, ihn noch ein letztes Mal zu sehen, wird zunichte. Leopold lässt hingegen seiner Frau durch einen Kurier sagen, sie müsse noch in derselben Nacht zurückkommen, weil die Wasser des Flusses steigen und die Brücke bald nicht mehr passierbar sei. Gertraud macht sich mit einem bangen Gefühl in der Finsternis auf den Weg. Am tosenden Fluss angekommen, kämpft sie sich mit Blick auf das Licht im Zimmer ihrer kleinen Tochter über die schwankenden Bohlen. Als sie sich fast gerettet glaubt, taumelt sie gegen eine massive Gestalt und wird mit aller Kraft in die schäumenden Wasser gestoßen. Ohne Widerstand zu leisten, lässt sie sich fallen, „wie in ein längst vorherbestimmtes, vorhergeahntes Ende. Dann stürzt das schwere Wasser über sie her und stampft sie gegen Fels und Trümmer. Und es ist alles ganz leicht. Kein Schrecken.“ (196).

Wie ein Kriminalroman

Im Mittelpunkt des zweiten Teils, der den Titel „Der Stier“ trägt, wird die weitere Geschichte von Gertrauds Mann und Mörder erzählt. Die Leiche der Ertrunkenen wird erst Monate später zehn Meilen flussabwärts gefunden. Da Gertraud kein Testament gemacht hat, fällt laut Heiratskontrakt ihr Erbe an Leopold, den allerdings niemand der Tat verdächtigt. Etwas wie Liebe empfindet der Witwer nun zur verarmten Baroness Marie Theres, doch diese weist ihn ab, da sie seit langem ein Auge auf Gertrauds Bruder Andreas geworfen hat. Marianne interessiert sich indessen sichtlich für Leopold.

In diesem Teil erfährt der Leser einiges über Leopolds harte Kindheit. Als er vier Jahre alt war, wurde



sein Vater in seiner Gegenwart von einem Stier getötet. Seine Mutter behandelte ihn lieblos und schaute weg, wenn ihr Liebhaber, der slowenische Rossknecht Cyrill, ihn quälte. Auch die Müllerburschen prügeln den Jungen, der keine Schule besuchen durfte, weil man seine Schweigsamkeit für Beschränktheit hielt. Als 14-Jähriger richtete dann Leopold die Pistole auf Cyrill, verjagte ihn vom Hof, übernahm das Regiment und schuf Ordnung.

Nachdem Marie Theres Leopold abgewiesen hat, leidet er immer stärker unter diffusen Ängsten. Als er erfährt, dass sein einstiger „Widersacher“ Cyrill in der Gegend aufgetaucht ist, werden die Schrecken der Vergangenheit wach. Marianne bedient sich des heruntergekommenen, versoffenen Bettlers, um Leopolds Angst vor der Entdeckung seiner Tat heimtückisch zu schüren. Als der Vagabund auf den Hof kommt und auf Mariannes Drängen Andeutungen macht, er habe den Rabensteiner in der stürmischen Regennacht beobachtet, in der Gertraud ums Leben kam, prügelt Leopold auf ihn ein und ruft die Landjäger. Als sie eintreffen, ist Cyrill verschwunden. Wenig später findet ihn Leopold erhängt auf seinem Dachboden. Aber der Tod seines langjährigen Gegners erleichtert ihn nicht. Er fühlt sich besiegt und sehnt sich nach „Ergebung“ (414).

Bald darauf wird Leopold bei erneutem Hochwasser unter den Trümmern der weggerissenen Brücke begraben. Wie das geschah, bleibt unklar, da die Szene seines Todes nicht auktorial erzählt, sondern aus der Sicht einer alten Frau wiedergegeben wird, die sie vom anderen Ufer aus beobachtete. Sie hatte den Eindruck, Leopold sei auf die Brücke gestürzt, weil ihn jemand gerufen habe.

Subtil gezeichnete Gestalten

Verbunden werden die beiden Teile des Romans durch mehrere Gestalten, die auf nicht weniger sorgfältige Weise und mit demselben psychologischen Einfühlungsvermögen gezeichnet werden wie die zentralen Handlungsträger. Eine dieser Gestalten



Dolores Viesèr
Zeichnung von E. Wucherer (1972)

ist Marianne Jesche, ein weibliches Pendant zu Leopold: „Wir sind vom gleichen Schlag“ (225), sagt sie einmal zu ihm. Ihr hinterhältiges, skrupelloses Agieren wird, wie die seelische Verhärtung Leopolds, durch ihre schwere Jugend zumindest teilweise verständlich. Mit 15 Jahren erwartete sie ein Kind von ihrem

Stiefvater und wurde aus dem Haus gejagt, mit 16 wäre sie fast verhungert, dann war sie zehn Jahre Küchenmädchen und Kellnerin, bis sie der alte Layhofer als Dienstmädchen ins Haus holte. Marianne hoffte, von ihm geheiratet zu werden und auf diese Weise sozial aufzusteigen, doch Layhofers unerwarteter Tod vernichtet ihre Hoffnung. Sie erbt aber ein wenig Geld und ein kurz zuvor gekauftes Straßengasthaus, aus dem sie eine Art „Absteige“ für französische Soldaten macht. Als Kupplerin verdient sie mit den Franzosen so gut, dass sie sich bald ein schönes Haus kaufen kann und als Madame Marianne ein distinguiertes Bordell, ein „Franzosenlusthaus“, führt. Zu Reichtum gelangt, strebt sie – allerdings vergeblich – nach einem bürgerlich-ehrsamen Leben als Herrin auf dem Rabenstein.

Eine abgeschlossene kleine Geschichte innerhalb des Romans bildet das Schicksal des zarten, aber höchst beschränkten Waisenkindes Stanzi, das Leopold nach Gertrauds Tod für die kleine Amelie anstellt, und des weit älteren, „rotgesichtigen, schnauzbärtigen“ Wirtschafters von Layhofer, Jeglitsch. Das „armselige, kindische Kindermädchen“, das auf so kuriose Weise mit dem Kind umgeht, dass die Kleine mit 15 Monaten immer noch auf dem Boden herumkriecht, verliebt sich in den auch von wohlhabenden Damen beehrten Jeglitsch. Aus den beiden wird nach einer dramatischen Szene, in der Stanzi glaubt, durch ihr Versehen sei Gertrauds Tochter ertrunken, und Jeglitsch die Ohnmächtige in seinen Armen auffängt, wider aller Erwarten ein glückliches Paar. Während wir von den anderen Protagonisten nichts über ihr späteres Schicksal erfahren, macht Viesèr bei diesem ungleichen Paar einen Zeitsprung nach vorn. Vierzig Jahre später berichtet die „immer noch jugendlich zarte Großmutter Konstanzia Jeglitsch“ ihrer Enkelschar, was ihr, dem armen Waisenkind, am



Karsamstag 1812 geschehen war. Die Stelle ist insofern interessant, als sie verdeutlicht, wie aus realen Ereignissen im Lauf von Jahrzehnten Geschichten werden, ja sogar Legenden entstehen, denn Stanzi erzählt den begierig lauschenden Kindern unter anderem, sie habe die tote Frau des Rabensteiners in der Tür stehen und ihr zuwinken sehen, und sie sei schön wie die Muttergottes gewesen und habe ihr in allem geglichen. (244–247)

In *Nachtquartier* treten zum ersten Mal in einem Roman von Viesèr Juden nicht nur als Statisten, sondern als Handlungsträger auf. Die Geldwechselstube von Jakob Grün, die sich mitten in St. Martin am Brunnenplatz neben dem Haus des Arztes befindet – allerdings mit einem versteckten Eingang in einer Seitengasse, damit nicht jeder sieht, wer hier sein Geld vermehren oder sich welches leihen will – funktioniert sogar wie eine Art Drehbühne. Sie wird, wenngleich aus unterschiedlichen Gründen, von vielen Bewohnern der Gegend aufgesucht, auch von Gertraud, Leopold und Marianne. Viesèr schildert den Juden nicht als skrupellosen Wechsler. Als Gertraud zum ersten Mal zu ihm kommt, warnt er sie in fast väterlicher Weise vor dem, was sie tun will, weil ihre Seele daran Schaden nehmen werde. Als sie zum zweiten Mal kommt, weigert er sich, ein Geschäft mit ihr zu machen, denn da das Gertraud geliehene Geld zu ihm zurückgekommen ist, kennt er die Erpresserin und weiß, dass es für Gertraud eine „böse Geschichte“ ohne Ende sein würde. Allerdings vermeidet die Autorin auch bei dieser Gestalt jegliche Idealisierung. Nach Gertrauds Tod verzichtet Jakob Grün letztes Endes doch nicht auf sein Geld, sondern holt es sich einschließlich der Zinsen wieder. Als erfahrener Psychologe geht er jedoch nicht zu Gertrauds Ehemann, sondern zu ihrem Paten Kornauth.

Die Kärntner „Franzosenzeit“ im Spiegel des Romans

Im Unterschied zu Viesèrs vorhergehenden historischen Romanen dringt in *Nachtquartier* wenig von der großen Geschichte in das lokale Geschehen ein. Wir erfahren *en passant*, dass die Franzosen schon fast zehn Jahre im Land sind. In der Tat zogen im Gefolge der österreichisch-französischen Kriege seit 1797 wiederholt französische Truppen durch die Gegend, bis dann im Frieden von Schönbrunn (14. Oktober 1809) Oberkärnten von Österreich abge-

spalten und Teil eines künstlichen Staatsgebildes wurde, der Illyrischen Provinz mit der Hauptstadt Laibach/Ljubljana. Dieser kurzlebige Kunststaat, ein Konglomerat verschiedener Kulturregionen, war staatsrechtlich dem Französischen Kaiserreich angeschlossen. Die Provinz wurde in Departements eingeteilt, wobei zum Departement Carinthie der Westteil Kärntens und auch Osttirol gehörten. Die rechtliche Grundlage in diesen Gebieten bildete der 1804 verabschiedete *Code Civil*⁵, der unter vielen anderen Neuerungen auch die Emanzipation der Juden, oft gegen den Willen der einheimischen Bevölkerung, zum Gesetz erhob.

Nur indirekt – dadurch, dass Gaston und seine Soldaten nach Spanien abkommandiert werden – erfährt der Leser etwas von den 1808 auf der iberischen Halbinsel beginnenden antinapoleonischen Aufständen. Dass man ähnliche Erhebungen auch in Kärnten befürchtet, wird gleichfalls nur angedeutet. Als der französische Oberst Goncourt die Jesche wegen der in ihrem Gasthaus angerichteten Verwüstungen aus der Regimentskasse entschädigt, erklärt Gaston der überraschten Gertraud, es sei seinem Vorgesetzten darum zu tun gewesen, „keine unnötigen Unruhen unter die Bevölkerung zu werfen. Es gärt in Tirol, und in Kärnten scheint ein gewisser Johann Baptist Türk ähnliche Gelüste zu haben wie Andreas Hofer.“ (164)⁶ Auch der Russlandfeldzug, für den Napoleon im Sommer 1812 noch einmal eine Armee von 675 000 Mann aufstellte, wird nur in einem Gespräch zwischen einigen invaliden französischen Offizieren in Mariannes Bordell erwähnt. Was Viesèr in diesem relativ kurzen Zeitraum interessiert, ist der durch die napoleonische Besatzung erfolgte Zusammenstoß zweier Kulturen und dessen Folgen für die einheimische Bevölkerung.

Auch in Kärnten gab es, wie in allen von französischen Truppen besetzten Gebieten, anfangs durchaus einige Sympathien für die Ideen von *liberté*, *égalité* und *fraternité*. Doch diese Worte hielten nicht, was sie versprochen, und es machte sich bald – auch dieses Phänomen wiederholte sich allerorten – eine wachsende Unzufriedenheit breit. In ihrer Animosität fühlte sich die einheimische Bevölkerung im Recht, weil ihr Land an diesem Krieg keine Schuld trug und sich Napoleon spätestens seit der am 2. Dezember 1804 erfolgten Kaiserkrönung in ihren Augen als Usurpator entlarvt hatte. Als Gaston de Villeneuve dem alten Layhofer die wunderbaren Weine seiner Heimat, der Provence, preist, fragt ihn dieser schroff: „Und warum hängt ihr dann bei uns herum?“



Hat euch niemand kommen geheißten.“ Gaston entschuldigt sich, es sei eben Krieg. Da ereifert sich Layhofer: „Krieg! Krieg! Wer hat denn angefangen? Der Napoleon mit seiner Habgier und Hoffart!“ (25)

Kleine Schikanen lassen den Unmut schwellen. So wurden, da Volksansammlungen verboten waren, sonntags vor den Kirchen Wachposten aufgestellt. Den Männern war der Besitz von Waffen verboten. „Die grüne Schützenfahne flatterte wie zu Hohn und Trotz voran“, heißt es vom Martinszug, „denn keiner der Männer durfte ein Gewehr tragen, das war verboten, seit die Franzosen im Lande saßen.“ Am Weg standen drei französische Soldaten und achteten darauf, dass nicht doch einer der Männer bewaffnet war. „Lässig, gelangweilt und fremd standen sie dort und erwiderten einige herausfordernde Blicke mit strengem Starren.“ (20)

Die Kommunikation mit der einheimischen Bevölkerung wird durch die Sprachbarriere erschwert. Viesèr zeigt in *Nachtquartier*, dass man sich mit der Zeit notdürftig verständigen kann. Die Franzosen haben ein wenig Deutsch gelernt, und immer mehr französische Wörter dringen in die Sprache der Einheimischen ein. Doch sobald die Leute in ihren Dialekt verfallen, steht man, wie Gaston feststellt, „wie ein Idiot da. [...] Man hatte das Gefühl, als wären sie nicht besonders intelligent. Ihre Gesichter waren so still. Und dann merkte man plötzlich, daß sie einen zum Besten hielten“ (14).

Wie immer in Kriegszeiten trug die Landbevölkerung schwer an den Lasten des Krieges. Die Bauern waren verpflichtet, Soldaten aufzunehmen und zu verpflegen. So musste Layhofer das „Altenhaus“ neben seinem Hofgebäude den Franzosen als Quartier zur Verfügung stellen. Als diese abziehen, sind die Möbel nur noch Gerümpel, die vier hübschen Gemälde, die dort hingen, hatte man sogar als Schießscheibe benutzt. Zwar gab es in diesem Fall, wie auch bei verwüsteten Feldern, einen Schadenersatz. Aber es handelt sich nicht um klingende Münze, sondern um „elende Bons du trésor“, die niemand mehr



My Riam: *Einblick*

haben wollte, weil es bei der Einwechslung Probleme gab.

Immer neue Steuern, die erhoben wurden, um die Staatskassen zu füllen, führten zu einer Verarmung der Landbevölkerung. Kleine Bauern mussten ihre Höfe verkaufen, wohlhabende Bauern kauften sie auf und wurden in jenen Jahren immer reicher. Leopold

sind alle Mittel recht, um den Hof und das Land des verschuldeten Schönrieglens an sich zu reißen. So denunziert er ihn als Wilderer, obgleich er weiß, dass der Bauer acht Kinder zu ernähren hat. Nach einem Jahr Gefängnis ist Schönriegler endgültig ruiniert, und Leopold, der die meisten Schuldscheine an sich gebracht hat, kann seinen Besitz erweitern.

Besonders verhasst waren die Franzosen wegen der Aushebung junger Männer unter der einheimischen Bevölkerung, die der *Grande Armée* frisches Blut zuführen sollten. Da die Betroffenen wussten, was sie erwartete, nämlich der fast sichere Tod in der Fremde für eine Sache, die nicht die ihre war, flüchteten sie oft, um der Zwangsrekrutierung zu entgehen, in die Wälder. Sie wurden mit Hilfe von Steckbriefen, einer von den Franzosen eingeführten Neuerung, gesucht. Was einen Deserteur erwartet, erklärt Andreas Layhofer seiner Schwester: „Sie erschießen mich, wenn sie mich erwischen. Oder ich muß auf ein Schiff oder in eine Festung. Da ist mir das Erschießen noch lieber.“ (86)

Am Beispiel von Andreas wird der rapide soziale Abstieg eines jungen und unerfahrenen Deserteurs aus gutem Haus erzählt. Andreas hat zunächst einige Zeit in den Wäldern der Umgebung bei einem Köhler gearbeitet. Der Versuch seiner Schwester, mit Gastons Hilfe etwas für ihn zu tun, scheitert. So verlässt er mit ein wenig Geld versehen die Gegend und arbeitet in einer Frägerei, wo ihm Fuhrknechte sein Geld stehlen und ihn, als er sie zur Rede stellt, zusammenschlagen. Andreas zieht weiter und landet schließlich bei einer Schmugglerbande in Schärding am Inn, die Tabak, Kaffee, Goldmünzen und Seidenstoffe über die Grenze schafft. In der Tat blühte das Schmuggelwesen in allen von den



Franzosen besetzten Gebieten,⁷ vor allem dann, wenn ein Fluss die Grenze bildete. Andreas wird auf österreichischem Gebiet gefangen genommen und zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt.

Nicht nur das Schmuggelwesen, auch das Räuberunwesen nahm in der Kärntner „Franzosenzeit“ überhand. Die meist relativ kleinen Banden (sieben bis zehn Personen), darunter oft Frauen, überfielen zuweilen französische Proviantwagen, was ihnen einige Sympathien in der Bevölkerung einbrachte. Aber sie attackierten weit öfter, was spätere Räubergeschichten gern verdrängten, Postkutschen, Krämerwagen oder isolierte Bauernhöfe. Einen solchen Überfall erlebt Gertraud, die nach der Beerdigung ihres Vaters in St. Martin allein auf dem Hof übernachtet. Die Hilferufe der bereits von einem Räuber Niedergeschlagenen alarmieren die im Nebenhaus untergebrachten Franzosen, und da diese über Schießwaffen verfügen, wird die Bande rasch verjagt. „Wenn Er [Gott] will, sind sogar die Franzosen zu etwas gut,“ (53) kommentiert die Köchin Martha die Episode. Auch nach den Räufern fahndete man mittels Steckbriefen. Auf den Kopf der Bandenführer⁸ wurden Prämien ausgesetzt.

In *Nachtquartier* verdeutlicht Viesèr, wie sich durch die französische Besatzung die sozialen Strukturen lockern und verschieben. Bei den Festen tanzen die fremden Soldaten mit den „Landlosen“, den Töchtern der verachteten „Besenbinder und Kesselflicker“, „der Abdecker und Seilspringer“ (23). Einige dieser Mädchen dürfen dann sogar, von den „ehrsamen“ Töchtern des Landes bewundert und beneidet, bei einem von den Franzosen organisierten Theaterspiel auf der Bühne stehen.

Den Frauen aus den „besseren“, sprich wohlhabenden Häusern wird das „Fraternisieren“ schwerer gemacht. Als Gaston bei einem Ball Gertraud zum Tanzen auffordert, lehnt ihr Vater das schroff mit einem „Das ist bei uns nicht Brauch“ ab. Doch eine Cousine von Gertraud, die heuchlerischen Agathe, mutmaßt, es werde bald auch „in den besten Häusern“ mehr „ledige Kinder als eheliche“ (56) geben. Als Beispiel führt sie Marie, eine entfernt Verwandte, an. Als die 16-Jährige von einem Franzosen schwanger wurde, verheiratete man sie rasch an einen Holzknecht, der ihre Mitgift brauchte, und der sie und ihr Kind nun prügelt. Gertraud gegenüber, die ihr Mitgefühl äußert, verwundert man sich: „Seid wann hast du denn so französische Ansichten?“ (57)

Eine wirklich „französische Ansicht“ hören wir dann aus Gastons Mund. Als Gertraud verzweifelt darüber ist, als Frau eines anderen ihr gemeinsames Kind zur Welt zu bringen, tröstet er die Weinende „zärtlich und geduldig“: „Du nimmst es wirklich zu kompliziert. Wie viele Kinder laufen in der Welt herum, die nicht den Namen ihres Vaters tragen! So etwas kommt immer wieder vor, viel öfter als man glaubt.“

Verzicht auf Feindbilder

Der allgemeine Sittenverfall wird in diesem Roman von der einheimischen Bevölkerung allein den Franzosen angelastet. Man vergleiche dazu einen Wortschwall von Agathe, der sich über Gertraud ergießt: „Seit die französischen Reiter in unseren Dörfern liegen, ist es aus mit aller Tugend und Sittsamkeit. Da wird gespielt und gewettet und anderes getrieben, was eine sittsame Frau nicht aussprechen kann! [...] Die minderen Dirnlein, die früher in einen Dienst gegangen sind, die laufen mit den Franzosen und lassen sich von ihnen herausputzen. Und die Töchter aus den guten Häusern sind ihnen noch neidig und sekkieren ihre Väter und später ihre Männer bis aufs Blut, damit die sie auch von einer Lustbarkeit auf die andere führen.“ (56) Für Gertrauds Cousine sind die Franzosen „Teufel“, und mit diesem Urteil kann sie sich sogar auf eine geistliche Instanz berufen: „Hast du gehört“, sagt sie zu Gertraud, „daß der Pfarrer von Schönfeld die Franzosen auf der Kanzel Dämonen geheißen hat, die in Scharen aus der Hölle angeschwärmt sind, um vor dem Jüngsten Gericht die Kinder Gottes zu verführen?“ (56)

Wer den Roman aufmerksam liest, wird freilich feststellen, dass die Autorin diese Meinung nicht teilt, sondern im Gegenteil gerade gegen diese stereotypen Feindbilder anschreibt. Wiederholt nimmt sie die Selbstgerechtigkeit der Landbevölkerung aufs Korn und lässt keinen Zweifel daran, dass der Leichtsinn der Franzosen im Umgang mit Geld, der das Missfallen der Einheimischen erregt, nicht verwerflicher ist als deren eigene Habsucht und Raffgier. Was aber „Tugend und Sittsamkeit“ betrifft, so gab es in dieser Gegend, längst bevor die Franzosen ins Land kamen, uneheliche Kinder⁹ oder Kinder, die nie erfuhren, wer ihr biologischer Vater war.

Es wurde bereits erwähnt, dass Viesèr selbst bei auf den ersten Blick „bösen“ Gestalten wie Leopold



und Marianne Schwarz-Weiß-Malerei vermeidet. Auch wenn es um religiöse, soziale oder im Fall von *Nachtquartier* um nationale Gruppen und ihre Konflikte geht, denkt diese Autorin nicht in Feindbildern. In jedem „Feind“ sieht sie zunächst und vor allem den Menschen mit seinen Stärken und Schwächen, seinen Ängsten und Hoffnungen. Das gilt auch für die in diesem Roman auftretenden Franzosen.

Die französischen Soldaten, die Kärnten besetzen, kommen aus einer anderen Landschaft und aus einem anderen Milieu. Gaston, der in der sonnigen Provence geboren wurde, erschreckt die Wildheit und Feindseligkeit der Natur ebenso wie die Unberechenbarkeit des Wetters. Die meisten von ihnen sind noch jung; der Jüngste unter ihnen, der Tambour, ist mit seinen 17 Jahren fast noch ein Kind. Alle wissen, dass sie unwillkommen sind. Die Kriegszüge durch ganz Europa haben sie entwurzelt, doch sehnen sie sich wie alle einst Sesshaften nach einem warmen Herd und einem gedeckten Tisch.

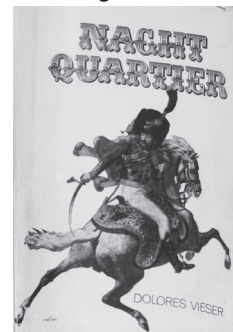
Gaston de Villeneuve, der Vater von Gertrauds Kind, hat, obwohl oder gerade weil er adliger Abkunft ist, keine behütete Kindheit gehabt. Die Familie lebte in ihrem verfallenen Schlösschen in ständiger Angst vor den plündernden und mordenden Jakobinerhorden. Geld hat für ihn insofern keinen Wert, als der Familienbesitz schon vor der Revolution verschuldet war, was sich in der Revolutionszeit als Vorteil erwies. Obgleich noch jung, hat er dem Tod schon oft ins Auge gesehen. Ein Lungenschuss ist gerade verheilt. Was bleibt ihm anderes übrig, als von einem Tag zum anderen zu leben? „Schau nicht so finster, ma douce!“ beruhigt er die schwerblütige Gertraud. „Wir sind doch glücklich. An später wollen wir nicht denken. Es kann so viel geschehen.“ (78)

Doch die Mehrzahl der einheimischen Bevölkerung sieht in jedem Franzosen nur den Fremden und den Feind. Man duldet zwar die Eindringlinge, einige Männer spielen mit ihnen Karten. Marianne bereichert sich an ihnen. Auch Leopold verschmäht es nicht, Geschäfte mit ihnen zu machen. Da die Franzosen an den Durchzugsstraßen der Regimenter Vorratslager anlegen, bringen sie das Getreide in seine Mühle und müssen, weil sich Leopold nicht mit Papiergeld abspeisen lässt, harte Taler auf den Tisch legen. Sie bleiben aber für ihn weiterhin „Feinde“, und daran würde sich, so sagt er hasserfüllt zu Kornauth, auch dann nichts ändern, wenn sie noch weitere sieben Jahre im Lande blieben. Der

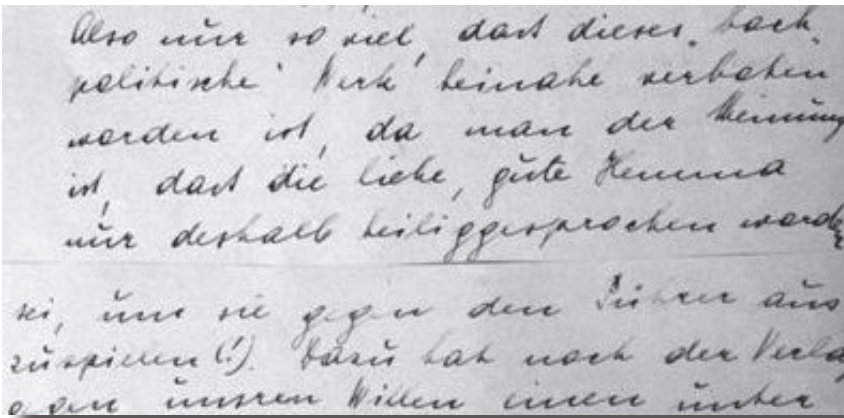
alte Mann denkt anders darüber: „[...] diese jungen Burschen da drüben haben den Krieg auch nicht gemacht, und wenn man alt wird, schaut man manches anders an. Da denkt man manchmal, daß das viele Blut eigentlich für eine bloße Einbildung geflossen ist. Man redet sich vielleicht nur ein, daß die anderen solche gottverdammten Verbrecher sind. Und dabei ist der Unterschied gar nicht so groß. Man könnt' sich verstehen, und unserem Herrgott wär' das lieber. Wieviel Kummer und Elend tät da ausbleiben.“ (81 f.) Eine humane, eine christliche Auffassung, die sich ohne Zweifel mit jener der Autorin deckt. Doch in diesem Roman wird sie nur noch von einem alten Mann, der gütigsten Gestalt in dieser Geschichte, vertreten.

***Nachtquartier* – ein Roman vom Niedergang des christlichen Glaubens**

Dolores Viesèr hat in ihren Werken nie ihre Verwurzelung im christlichen Glauben verleugnet. Ihre historischen Romane legen Zeugnis davon ab, wie unauflöslich die Geschichte des Abendlandes mit dem Aufstieg und der Verbreitung des Christentums und der nach der Französischen Revolution einsetzenden Dechristianisierung der Gesellschaft verbunden ist. Das mag erklären, warum *Nachtquartier* im Vergleich zu *Aelia* und *Hemma von Gurk* ein düsteres Zeitgemälde geworden ist.



In *Aelia, eine Frau aus Rom* lebten die sich zum Christentum bekennenden Menschen, auch die Römerin Aelia, in der Überzeugung, die neue Religion der Liebe werde die Welt verändern. In *Hemma von Gurk* zeigt Viesèr, wie die Worte Jesu „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ im Lauf der Jahrhunderte in ihr Gegenteil verkehrt wurden. Weltliche Herrscher und Repräsentanten der Kirche kämpfen auf nationaler und regionaler Ebene unerbittlich um die Macht. Doch inmitten einer Welt von Grausamkeit und Barbarei ist in diesem Roman auch immer wieder von den vielen Möglichkeiten der Liebe die Rede. „Lieben kann man immer“, das ist die Devise, die Imma ihrer Enkeltochter Hemma auf den Lebensweg mitgab, und die diese, allen Anfechtungen zum Trotz, beherzigt.



Aus einem Brief Dolores Viesèrs an Maria Warthorst vom 20.12.1938 über „Hemma von Gurk“ (1938):

... dass dieses „hochpolitische“ Werk beinahe verboten worden ist, da man der Meinung ist, dass die liebe, gute Hemma nur deshalb heiliggesprochen worden sei, um sie gegen den Führer auszuspielen (!).

In *Nachtquartier* wissen die Menschen nicht mehr, was Liebe ist, sei es nun menschliche oder göttliche Liebe. Sie besuchen zwar weiter die Kirche und feiern die christlichen Feste, doch sie leben in großer Gottesferne, und christliches Handeln ist ihnen fremd. Auch Gertraud hat den Glauben an die göttliche Barmherzigkeit verloren und kennt in ihrer Umgebung keinen Christen, dem sie sich anzuvertrauen wagt. „Ja, sie ist zu Juden gegangen, weil andere, die keine Juden sind, sie in Verzweiflung getrieben haben“, erklärt Grün nach Gertrauds Tod ihrem Paten Kornauth.

An Möglichkeiten zu lieben fehlt es nicht. Doch entweder sind die Menschen zu kleinmütig oder so verhärtet, dass es ihnen unmöglich geworden ist, den Panzer abzulegen, der sie vor Demütigungen schützen sollte. Das gilt für Mattl, den dreizehnjährigen Buben des Schönrieglers, und für Leopold, den dieser schweigsame Junge, der so früh Verantwortung übernehmen musste, an seine eigene schwere Kindheit erinnert. Er möchte ihm helfen und nimmt ihn und seine Geschwisterschar bei sich auf. Er beobachtet den Jungen heimlich und hofft, Mattl werde ihm, der keinen Sohn hat, einmal „ein einziger Freund, kein Fremder“ sein. Aber im entscheidenden Moment sagen weder er noch der Junge das Wort, das der andere erwartet. Leopold ist enttäuscht und verbittert: „Man darf nicht zu gut sein“, räsoniert er nach der Szene, in der sein Leben eine andere Wendung hätte nehmen können.

In einer Welt ohne Liebe hat der „Widersacher“ leichtes Spiel. „Der Widersacher zahlt mit Angst, Gott die Seinen mit Frieden“ – diese Worte des jüdi-

schen Wechslers bewahrheiten sich bei den wichtigsten Protagonisten des Romans, bei Gertraud, Leopold und Marianne.

Viesèrs Kritik an ihren christlichen Glaubensgenossen und ihre gleichzeitige Bereitschaft zum interreligiösen Dialog, in diesem Fall zwischen Juden und Christen, spiegelt sich in einer Szene am Ende des Romans wider, in der Leopold noch einmal zu Jakob Grün kommt. Es ist Samstag, und er weiß nicht, dass die Juden am Sabbat keine Geschäfte abwickeln dürfen. Man führt ihn in den Innenhof, in dem Leopold „den Atem einer anderen Welt“ zu spüren glaubt: „Wie in vielen Häusern

der unteren Stadt gab es auch hier einen Brunnen und einen Weidenbaum daneben. Aber auf der Sonnenseite blühten in großen, roten Tongefäßen Rosen und Oleanderbüsche. Tauben saßen in den Fensternischen, und im bescheidenen Steinrahmen einer Tür hing ein bunter Teppich. Aus dem dickvergitterten Fenster daneben schien es mild wie Kerzenlicht.“ (395 f.) „Hier war die Oase in der Wüste der Feindseligkeit“, denkt der friedlose Mann. „Es war nicht Jerusalem, die hochgebaute Stadt, noch Jericho, das weite, wunderbare, aber es war Israel inmitten der Verbannung.“ (396)

Leopold fragt Jakob Grün, woran die Juden eigentlich glauben. Dieser antwortet ihm, sein Volk glaube an die Worte Moses und der Propheten, warte aber immer noch auf einen Erlöser, „auf den Christus, den Messias, der kommen wird“. Als Leopold mit „einer gewissen Herablassung“ antwortet „Wir haben ihn schon“, murmelt der Jude: „Oh, hättet ihr ihn! So aber müssen wir warten.“ (399)

Nach seinem Besuch im stillen Haus des Jakob Grün gelingt es Leopold nicht mehr, „in die trockene Sicherheit seiner taufscheinverbrieften Rechtgläubigkeit, die ihn sonst kaum in seinem Wandel störte“, zurückzukehren. „Wenn Christus der Erlöser war, warum erlöste er ihn nicht, warum heilte er ihn nicht, warum begegnete er ihm nicht? Warum ließ er ihn in solcher Verlorenheit, daß ihm das Warten auf ihn schon als etwas Köstliches erschien? Die Antwort fand er nicht.“ Er beneidet die Juden darum, „so warten zu dürfen auf einen Erlöser“. (399)



Die Versuchung liegt nahe, den Glaubensverlust und das damit verbundene Gefühl der Mutlosigkeit, Verlassenheit und Leere, das in *Nachtquartier* alle menschlichen Beziehungen kontaminiert, wiederum den Franzosen zur Last zu legen. Selbstverständlich wusste die in der Geschichte bewanderte Autorin, dass seit der Jakobinerherrschaft in Frankreich eine staatlich betriebene Politik der Dechristianisierung eingesetzt hatte. Die Priester wurden auf den Staat vereidigt, die Klöster aufgelöst, kirchliche Feste durch weltliche ersetzt, Kirchen in „Tempel der Vernunft“ umfunktionierte bzw. ganz ihrem ursprünglichen Zweck entfremdet. Die französische Okkupationspolitik zielte gleichfalls auf eine Verdrängung des klerikalen Einflusses aus dem öffentlichen Raum. So wurde im *Code Civil* das Personenstandswesen – Geburt, Verheiratung und Tod – den staatlichen Stellen übertragen, was unter anderem erklärt, warum die Geistlichen in den eroberten Ländern die Franzosen von der Kanzel herab nicht selten als „Feinde des Glaubens“ und „Feinde Gottes“ anprangerten. Doch Viesèr verzichtet auch in diesem Fall auf historische Simplifizierungen und lässt keinen Zweifel daran, dass die säkularisierte Zivilisation, die mit den französischen Besatzern ins Land kam, nicht der Auslöser von Glaubensverlust und eines damit verbundenen Verlustes abendländisch-christlicher Werte war. Die „Franzosenzeit“ hat nur, unterstützt von der in den eroberten Gebieten eingeführten Gesetzgebung, die Säkularisierung der weniger „aufgeklärten“ Landstriche beschleunigt.

Kunst als Religionsersatz

Die einzige Gestalt des Romans, die ein ungebrochenes Verhältnis zu Gott hat, ist Gregor der Sänger, den die Gesellschaft einerseits verachtet – oft wird er als „Gregor der Spinner“ verspottet – und andererseits braucht. Denn Gregor, dieses „Herzkind Gottes“, wie ihn die Autorin nennt, besitzt die Gabe, auch im tiefsten Elend die Schönheit der Schöpfung zu schauen und sie für andere, die sie nicht sehen, in Worte zu fassen. Seine Lieder¹⁰ werden „in Küchen, und Nähstuben und stilleren Wirtshausrunden“ (328) gesungen, einige zeichnet sogar der Schulmeister auf. Sie poetisieren das epische Geschehen, wie im „Lied von der traurigen Heimkehr“, das erzählt, was man Gertrauds Bruder Andreas angetan hat. Sie transzendieren aber zuweilen auch die unschöne Wirklichkeit und lassen die Menschen eine höhere Wahrheit ahnen, die Viesèr als Christin „das Himmlische“ nennt.

Wie schwer es für einen Künstler ist, das Endliche ins Unendliche zu transponieren, erklärt der Pfarrer Kolumban, der eigentlich Maler werden wollte, einmal Gertraud vor einem Bild der Muttergottes: „Die Künstler müssen ja immer das Irdische nehmen, um das Himmlische zu offenbaren. Das ist das Schwerste – den Lehm zu überwinden.“ (96) Aber auch diejenigen, denen es gelingt, „den Lehm zu überwinden“, können immer nur eine Ahnung von der anderen Welt vermitteln, keinesfalls eine Antwort liefern auf die Fragen, die die Menschen bewegen.

Eines Tages wird Gregor gefragt, warum er noch kein Lied über die Geschichte von Gertraud und Leopold gesungen habe. Seine geheimnisvolle Antwort lautet: „Ich seh nicht weit genug. Das singen die Engel.“ (415) Indirekt will die Autorin mit diesem letzten Satz des Romans darauf hinweisen, dass auch sie mit der von ihr erzählten Geschichte nicht wirklich das Geheimnis der auf dem Altarsockel dargestellten seltsamen Ereignisse lüften konnte oder wollte.¹¹

Die Kunst war bereits in Viesèrs Roman *Hemma von Gurk* eine Mittlerin zwischen Mensch und Gott. Doch in der säkularisierten Welt der Moderne gewinnt sie nun – daran lässt Viesèr keinen Zweifel – einen neuen Stellenwert. In der gottfernen Welt ihres letzten Romans lassen allein Gregors Lieder die Menschen ahnen, dass es neben dieser finsternen Herberge, diesem provisorischen „Nachtquartier“, das unsere Erde ist, eine andere lichte Welt gibt, an der sie Teil haben.

Helga Abret, geb. 1939 in Breslau, Studium der Germanistik und Slawistik in Heidelberg, seit 1992 Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Metz, seit 2005 emeritiert. Forschungsschwerpunkte: Verlagswesen und Publizistik im Wilhelminischen Deutschland, utopische und phantastische Literatur der Jahrhundertwende, deutsche und österreichische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. >>>



- 1 Ein Begleitheft zur Ausstellung wurde unter demselben Titel von Martin Stermitz im Verlag des Landesmuseums Kärnten herausgegeben. Vgl. zu diesem Thema auch Claudia Fräss-Ehrfeld (Hg.): *Napoleon und seine Zeit. Kärnten – Innerösterreich – Illyrien*. Klagenfurt: Geschichtsverein für Kärnten 2009.
- 2 Dolores Viesèr: *Nachtquartier*. Roman. Klagenfurt: Eduard Kaiser 1971. Seitenangaben im Folgenden nach dem Zitat in Klammern.
- 3 In der Nähe von Launsdorf gibt es ein St. Martin, doch im Roman wird der Ort verfremdet. Diese und andere Aussagen entnehmen wir einem Tonbandinterview mit der Autorin, das Dr. Werner Müller im Sommer 1994 in Klagenfurt aufzeichnete.
- 4 „Man mußte so viel verbergen, wenn man sein wollte, wie die anderen waren. Im Dorf war es eine Sünde, anders zu sein.“ (15)
- 5 Das in französischer Sprache abgefasste Gesetzbuch wurde in die jeweilige Landessprache, im Departement Carinthie sogar in zwei Sprachen, ins Deutsche und ins sogenannte Slavonische, übersetzt.
- 6 In Tirol waren diese Aufstände unter der Führung von Andreas Hofer (1767–1810) zunächst erfolgreich gewesen. Doch der Friedensvertrag von Schönbrunn führte zu einer Isolation Tirols. Hofer wurde am 28.1.1810 verraten und am 20.2. auf der Festung Mantua erschossen. Johann Baptist Türk (1775–1841), der den Widerstand in Kärnten organisierte, konnte nur kurzfristige Erfolge erzielen. Er zeichnete später seine Erinnerungen auf, in denen er von seinen vielfältigen Aktionen berichtete. Vgl. zu Türk auch das Kapitel im Begleitheft der Landesausstellung. Wie Anm. 1, S. 43f.
- 7 Ein Grund dafür war die 1806 von Napoleon eingeführte und 1807 verschärfte Kontinentalsperre, die allen besetzten Gebieten aufgezwungen wurde.
- 8 Der zu dieser Zeit in Kärnten bekannteste Brigant war Simon Kramer (1785–1809), genannt Krapfenbäck Simerl, der im Wolschartwald bei St. Veit operierte. Er starb nach einer Schussverletzung. Seine Leiche wurde zur Abschreckung am Galgenhügel in Annabichl bei Klagenfurt aufgeknüpft.
- 9 Vgl. dazu Viesèrs im 15. Jahrhundert in Kärnten spielenden Roman *Der Gurnitzer*, dessen Protagonist der uneheliche Sohn einer Magd und eines Adligen ist.
- 10 Vier Lieder sind in den Text integriert: „Soviel Stern am Himmel stehen“ (S. 20); „Jetzt hab ich geträumt schon die dritte Nacht“ (S. 103 f.); „O du böses Wasser“ (S. 255 f.) und „Das Lied von der traurigen Heimkehr“ (S. 329 f.). Nach Auskunft von Dolores Viesèrs Tochter Ute de Vargas-Aichbichler hat ihre Mutter diese Lieder selbst verfasst.
- 11 In dem bereits wiederholt erwähnten Interview sagt Viesèr, sie habe sich in diesem Roman gegen den „Hochmut“ der modernen Literatur gewehrt, deren Adepten alles erklären, analysieren und enthüllen wollen und damit „das große Geheimnis, das das Leben zu einem Wunder macht, zerstören“.

Dolores Viesèr

Die Schriftstellerin hieß eigentlich Marie Wilhelmine Wieser; sie wurde am 18. September 1904 in Hüttenberg/Kärnten geboren, wo ihr Vater ein Uhren- und Schmuckgeschäft betrieb. Nach dessen frühem Tod – er starb 1914 an Tuberkulose – verarmte die Familie. Die hochbegabte Schülerin Marie musste mit 14 Jahren die Schule verlassen und arbeitete als Hilfskontoristin. 1922 verlor die 17-Jährige auch noch ihre Mutter und verdingte sich von da an als Köchin in Hall in Tirol im Gästehaus eines Klosters. Dort schrieb sie in den frühen Morgenstunden an ihrem ersten Roman, der 1928 unter dem Titel *Das Singerlein* bei Kösel & Pustet, einem auf katholische Literatur spezialisierten Münchner Verlag, erschien. Auf Drängen des Verlegers wählte die junge Frau das Pseudonym Dolores Viesèr, das sie zeitlebens beibehielt. Der in Kärnten zu Beginn des 18. Jahrhunderts spielende Roman wurde in kurzer Zeit mehrmals aufgelegt und in mehrere Sprachen übersetzt. 1931 veröffentlichte derselbe Verlag Viesèrs Roman *Der Gurnitzer*, dessen Handlung gleichfalls in Kärnten, diesmal zur Zeit der ersten Türkenkriege, angesiedelt war.

1934 heiratete Viesèr den Ingenieur Otto Aichbichler, der in Bruckendorf bei Hochosterwitz einen Gutshof bewirtschaftete. Mit ihm hatte sie drei Kinder. 1938 erschien ihr bis heute bekanntester Roman *Hemma von Gurk*, danach war Viesèr, die nicht Mitglied der Reichsschrifttumskammer wurde, zum Schweigen verurteilt.

Nach dem Krieg veröffentlichte die Schriftstellerin zunächst einen Band mit Erzählungen, *An den Eisenwurzeln* (1948), und 1952 den historischen Roman *Aelia, eine Frau aus Rom*, der in Kärnten zur Zeit der Christenverfolgungen unter Diokletian spielt. In den drei folgenden Werken – *Licht im Fenster* (1953), *Die Trauermesse* (1961) und *Kleiner Bruder* (1964) – wandte sie sich Themen der Gegenwart zu. Erst 1971 trat sie noch einmal mit einem historischen Roman, *Nachtquartier*, auf den Plan. Ihre letzte Buchveröffentlichung war die längere Erzählung *Katzen in Venedig* (1976).

Dolores Viesèr starb am 22. Dezember 2002 in Klagenfurt, wo sie ihre letzten Lebensjahre verbracht hatte, und wurde auf dem Friedhof St. Martin im Grab ihrer beiden Brüder, denen sie zeitlebens eng verbunden geblieben war, beigesetzt.

Helga Abret